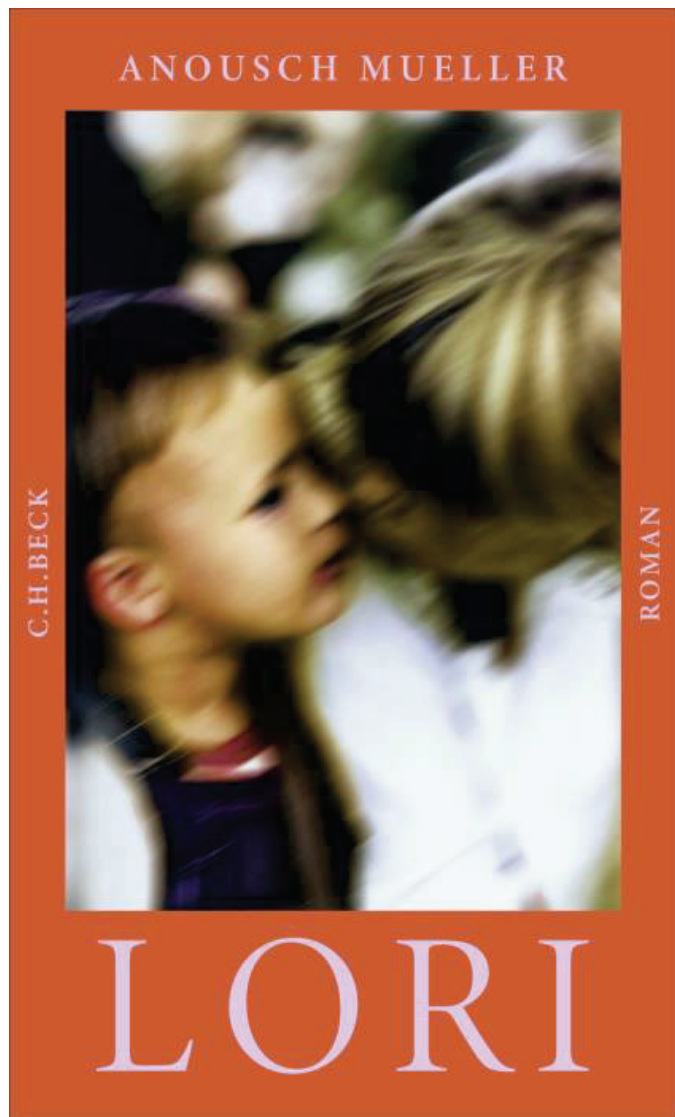


Unverkäufliche Leseprobe



Anousch Mueller

Lori

Roman

2026. Rund 208 S.

ISBN 978-3-406-85124-7

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/40839438>

Anousch Mueller

Lori

Anousch Mueller

Lori

Roman

C.H.Beck

Dieser Roman ist ein Werk der Fiktion. Handlung und handelnde Personen sind erfunden. Jegliche Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen wären rein zufällig.

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: geviert.com, Michaela Kneißl
Umschlagabbildung: privat
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-406-85124-7



www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

*Ja, wunderbar, Paradies, geflügelte Nacht,
ein ganzes Leben vor dem Ende des Sommers.*

Christoph Meckel, *Licht*

Prolog

Wenn sich ein Geheimnis löst, beginnt die Geschichte von Neuem. Als zweite Fassung. Jeden von uns gibt es ab dann in der einen und in der anderen Version. In der einen Version bin ich die älteste Tochter meiner Eltern, die Erstgeborene. Diejenige, an der sich ein verliebtes Paar im Elternsein probt. Diejenige, an die die Krone weitergereicht würde, wäre das Königreich nicht schon vor meiner Geburt zerfallen. (Dieses Foto, Mama und Papa beim Fasching 1975 als Königspaar, gekrönt, glücklich und kinderlos.)

In der anderen Version bin ich die Zweite, die Statthalterin. Die dem Vergleich nicht standhält. *Sie ist so ganz anders als Lori*. Dieser Satz fiel nie, aber das Schweigen meiner Eltern markierte die leere Stelle. Ich war am falschen Platz, war eine Position vorgerückt, obwohl ich da nicht hingehörte.

Meine Eltern wussten nicht, dass ich Lori nicht vergessen hatte. Dass mein kindliches Gehirn die Diagnose *Retrograde Amnesie* überlistete. So haben wir uns eine Kindheit lang gegenseitig betrogen. Was meine Eltern nicht ahnten:

Die Erinnerung war übermächtig, sie kam zurück, als ich achtjährig einen kleinen facettierten Anhänger aus Glas fand. Er lag im Gras hinter unserem Haus. Als ich das Schmuckstück gegen die Sonne hielt, beobachtete ich ein buntes Strahlenbündel. Gebrochenes Licht. Da wusste ich, wo ich diese Farben schon einmal gesehen hatte.

Es war an dem Tag, als ich Lori verlor.

1

1995

Splittern, knallen, krachen. So brach das Gebälk. Auf den Dreiklang folgte eine dumpf tönende Stille. Bald darauf stürzten Etgar, Alex, Josi und Kiki aufregt in die Empfangshalle unseres Bahnhofshauses, rissen die Tür zur Küche auf und schrien Mama entgegen, ich sei verletzt, blutend, bewusstlos, und schon ging alles wild durcheinander. Die Kinderstimmen überschlugen sich, verfälschten bereits jetzt die Erzählung. Ich sei gestoßen worden, man wollte mich umbringen, bestimmt könne ich nie wieder laufen. Meine Geschwister begannen, im Chor zu weinen, und wurden lauter, als Papa Mama zurief, sie solle Platz machen, schnell, mich auf der Küchencouch abladen, und sie empört schimpfte: Du siehst doch, ich stille gerade!

Ich wollte protestieren, du kannst doch gar nicht stillen! Sechs Kinder und keines gestillt! Wir alle saugten die ersten Lebenswochen vergeblich an deiner wunden Brust und wurden vom kläglichen Rinnsal nicht satt, gediehen nicht, schrien ums Überleben, bis wir vor Entkräftung immer stiller wurden und du noch jedes Mal den Kampf um die Muttermilch aufgeben musstest und Papa schließlich die

rettenden Fläschchen gab, während du weinend dein Gesicht im Stillkissen vergrubst. Doch sieh: Wir alle sind stark und gesund! Ich habe vor nichts Angst, auch jetzt nicht, da ich kaum atmen kann, seit eine Rippe das Lungenfell durchstoßen hat. Papa schiebt eilig die jammernden Kinder aus dem Raum und entnimmt alle nötigen Instrumente aus seinem Sanitätskoffer, um eine Drainage zu legen. Meine Große, halte durch, der Arzt ist jeden Moment da! Immer war es Papa, der die tröstenden Worte sprach. Immer war es Mama, die sich abwandte, immer mit einem Baby auf dem Arm.

Es wird nicht meine erste Narbe sein, wenn der Rippenbogenschnitt verheilt sein wird. An Knie und Ellenbogen habe ich Sturz- und Kampfmale. Und da ist noch die feine Narbe, die sich über das Schädeldach zieht. Was ich mit Mama teile, sind die vielen Nähte auf unserer Haut. Mamas Bilanz: mehrere Dammschnitte, eine Blinddarmnarbe, eine Schlüsselbein-Fraktur-Narbe. Und, was sie mit Papa teilt, beide haben diese tiefen Schmissen an den Handinnenflächen.

Während Papa mit einem Skalpell einen kleinen Schnitt an meinem zweiten Rippenzwischenraum setzt, fantaschiere ich, wie Mama Wäscheberge bewältigt. Wie sie ihre Autobiografie schreibt: *The never ending story of laundry*. Wie sie in der Waschküche steht, die Wäsche sortiert, Helles vom Dunklen trennt, tagein, tagaus. Wie das Rumpeln zweier

Waschmaschinen den Takt unseres Familienlebens vorgibt. Ich sehe den alten, dickleibigen Waschkessel, der schon vor Jahrzehnten von *WM 66*, später von *Foron* und noch später von *Siemens* entmachtet wurde und wie eine verlassene Gottheit stumm darüber wacht, wie Mama immer neue Türme schmutziger Wäsche heranschafft, wie sie später frische, nass-schwere Wäsche in bunten Waschkörben fortträgt, um sie auf dem Gespann von zehn Wäscheleinen im Garten zum Trocknen aufzuhängen, wie sie während dieser Verrichtungen das Baby kitzelt, das in einem der Waschkörben liegt, ich sehe, wie sie es herausnimmt, küsst und in den Armen wiegt. So hat sie es mit jedem von uns gemacht. So, wie sie jeden von uns der Reihe nach wieder abgestoßen hat, nachdem wir laufen und sprechen konnten. Immer wieder hat sie Nachschub gebraucht für ihren hungrigen Mutterleib. Immer dann, wenn der Zauber der Bedürftigkeit verflogen war, wie sie selbst einmal sagte.

Mama, die nach mir noch Etgar, Josi, Kiki (wir Mädchen mit der Bürde des kleinen i, alles Spitznamen dreisilbiger Vornamen), Alex und Paul geboren hatte. Wenn Mama nicht gebar, las sie. Während des (vergeblichen) Stillens, während des Fütterns, während des Kochens, Bügelns, Abtrocknens. Eine von Papa dafür hergestellte Vorrichtung verhinderte, dass die Seiten sich umblättern, eine Art Lineal aus dünnem Plexiglas, an dessen Enden zwei Messingkugeln für die nötige Schwere sorgten. Ich weiß nicht,

wann und wie sie so viele Kinder zeugen konnten, denn Mama ging mit einem Buch zu Bett und las nach dem Aufwachen weiter. Sechs Kinder, bis auf das Letztgeborene alles Lang- und Durchschläfer vom dritten Lebensmonat an.

Alle paar Wochen packte sie das jeweils Jüngste in einen Bollerwagen (das jeweils Jüngste musste sie immer bei sich haben), fuhr zum Antiquariat und kam mit einer Wagenladung ausgelesener Bücher zurück. Sie hatte einen Handel mit dem Antiquar, der ihr für zehn Mark alles überließ, was sonst zu Staub zerfallen wäre. Und so befanden sich in unserer recht schmalen Familienbibliothek (denn sie trennte sich von den Büchern genauso leicht wie von ihren Kindern) Kuriositäten wie *Barocke Welt in Raum und Zier* oder *Das deutsche Waidwerk*, aber auch einige Preziosen wie eine signierte Erstausgabe der *Legende vom Glück ohne Ende*.

Unter beruhigenden Einflüsterungen führt Papa nun das Heimlichventil in den Hautspalt, und kurz darauf lässt der Druck im Brustkorb endlich nach, die Atmung beruhigt sich, ich werde auch dieses Mal überleben und flüstere Danke, Papa.

Ich bin Helena Ross, genannt Leni, und fast hätte meine Geschichte an diesem Sommerabend meiner frühen Jugend ihr vorzeitiges Ende gefunden. Doch ich hatte Glück. Ich stürzte durch das morsche Gebälk der alten Scheune, schlug auf dem Steinboden auf, nur ein paar Zentimeter neben einer antiken, rostigen Zinkenegge, und brach mir

Schulter, Arm und Rippen. Den Rest des Sommers verbrachte ich in Gips, halb aufrecht sitzend und flach und ruhig atmend, wie es Papa mir beigebracht hatte. Denn man müsse, so erklärte es Papa, gar nicht tief atmen, so flach als nur möglich sei vielmehr die gesündeste Art zu atmen. Die Chinesen sagen, am besten atmet der Mensch so, als würde er nicht atmen. Und die Japaner: Der Gesunde atmet mit dem kleinen Zeh, nur der Kranke atmet mit der Lunge. Und krank sei ich ja nicht, sagte Papa, nur etwas unglücklich gestürzt.

Papa war Rettungssanitäter von Beruf und zu Hause unser viel beschäftigter Erstversorger. Immer war er augenblicklich zur Stelle, wenn wir Treppen hinunterstürzten, mit Rädern und Skateboards verunglückten, uns im Streit die Köpfe einschlugen oder verletzten, so wie Alex, nachdem er ein scharfes Messer vom Tisch gefischt hatte, damit losgerannt und gestolpert war, wobei die Messerspitze gerade so das Auge verfehlte und nur das Ohr leicht streifte. Es ging verblüffend oft gut aus. Und wenn nicht, dann legte Papa Druckverbände an, nähte Fleischwunden, fixierte gebrochene Knochen.

Im Winter war es ruhiger. Wir verwundeten uns weniger und lagen dafür öfter hustend im Bett. Rotz sei ihm lieber als Blut, sagte Papa damals und erzählt noch heute, dass er sich immer vor der warmen Jahreszeit gefürchtet habe, davor, dass einer von uns den Sommer nicht über-

leben würde. Es gab keinen einzigen See im Umkreis von zwanzig Kilometern, was Papa beruhigte: So könnt ihr wenigstens nicht auch noch ertrinken!

Während Papa damit beschäftigt war, uns wieder zusammenzuflicken, hielt Mama das Haus in Schuss. Sie fegte, wischte, putzte und polierte mit einer manischen Hingabe. Die Wohnräume waren stets in einem Zustand, der vergessen ließ, dass hier sechs Kinder lebten. Das ritualisierte Reinigen war Notwendigkeit, Pflichtübung, Ablasshandel. Es war kein Akt der Fürsorge. Man wartete nur darauf, dass Mama die Tür hinter sich zuzog und in ein anderes Leben entschwand.

Mama sah schön aus, wenn sie in einem Sommerkleid auf Zehenspitzen auf der Verandabrüstung balancierte, um ein paar Blüten von der Blumenampel zu zupfen, oder wenn sie im Abendlicht in die Ferne schaute, über das gelbe Vlies des Rapsfeldes hinweg, dabei das Haarband löste, sodass sich ihr blondes Haar in einem Schwall bis unter die Schulterblätter auffächerte, und sie einen Augenblick innehielt, bis sie ihr Haar schließlich entschlossen zu einem strengen Dutt knotete. Dann stand sie da, aufrecht, den Rücken durchgestreckt, den Kopf leicht erhoben. Sie war zu jeder Zeit zu allem bereit.

Dass Mama (seltener auch Papa) immer so wirkte, als sei sie nur auf dem Sprung von diesem in ein anderes Leben, passte zu dem Umstand, dass wir einen alten Bahnhof be-

wohnten. In unserem Dorf nannte man den Bahnhof *Das Ende der Welt*, und wie ich heute weiß, hatten meine Eltern allen Grund, hierher zu ziehen.

Das Bahnhofsgebäude stand wie eine Trutzburg im Niemandsland. Das Empfangsgebäude aus der Gründerzeit war schon im Jahr seines Baus eine einzige Übertreibung. An der Kippe zum 20. Jahrhundert leistete man sich selbst in den tiefsten Provinzen verschwenderisch schöne und unnütz große Architektur. Das dreistöckige Gebäude wurde 1906 fertiggestellt, als die Strecke in Betrieb genommen wurde. An der Hausvorderseite befanden sich mittig in jedem Stockwerk dreiteilige Bogenfenster, was dem Haus eine sakrale Würde verlieh.

Die Fassade wurde 1906 erstmalig und 1999 letztmalig weiß verputzt. Die Fenster und Kanten des Hauses waren mit Backsteinen eingefasst, und über dem Eingang prangte der Ortsname, den Papa alle paar Jahre mit Pinsel und Farbe auffrischte, wobei ihm die Abdrücke der ehemals gusseisernen Buchstaben als Schablone dienten. Elf Buchstaben, die mit einem Punkt abschlossen, so als wäre der Ort ein Einwortsatz, und hinter dem Punkt, ganz dicht, ohne Leerzeichen, in etwas kleineren Buchstaben und in Klammern gefügt, die die Form schützender Hände hatten, der Name des Flusses, an dem unser Dorf lag und in dem niemand hätten ertrinken können, da der Ort in einer niederschlagsarmen und sonnenreichen Gegend lag, so-

dass der Fluss in den Sommermonaten zu einem ausgedörrten Bächlein wurde, das bei seltenem Starkregen zwar mächtig anschwell, sich jedoch in die Auen ringsum ergoss und die Landschaft zu einem einzigen Sumpf machte, zu unserem *Little Mississippi*, wie Papa es nannte («zwei t, zwei s, zwei s, zwei p»).

Etwas abseits vom Haus befand sich ein Nebengelass, eine Miniaturausgabe des Haupthauses, dessen ursprünglicher Sinn sich keinem von uns je erschloss und das unsere große, heilige Waschküche gewesen ist.

Auch über diesen abgelegenen thüringischen Winkel spannte sich das Netz der Königlich-Preußischen Staatsbahn. Ein Kilometerstein befand sich unweit des Bahnhofs und zeigte beidseitig in Stampfbeton gepresst und mit schwarzer Farbe ausgefüllt die Zahlen: 26.25.

Mit dem Ende der Kindheit wuchs das Gefühl, auf verlorenem Posten zu leben. Es kam mir ungeheuerlich vor, dass vor langer Zeit jemand hier im Abseits dieses kleine Mahnmal in die Erde getrieben hatte. Der Kilometerstein stand schon lange schief und erfüllte nicht mehr die Anforderungen, «senkrecht an der Kante der Bahnkrone» zu stehen. Auch war es nicht mehr nötig, «die Umgebung der Nummernsteine dauernd von Unkraut, Erd-, Kies- und Schotterhügeln freizuhalten». So stand es in den «Richtlinien der Deutschen Reichsbahn für die Beschaffenheit, Beschriftung, Aufstellung und Behandlung der Nummern-

steine, gültig vom 1. Oktober 1939 an». Die Frakturschrift auf dem Titelblatt faszinierte mich, ebenso wie der Reichsadler, dessen markig aufgespannte Schwingen an Pistolen, der Eichenkranz an Weihnachten erinnerten. Mit dem Zeigefinger folgte ich den gebrochenen Buchstaben wie eine Leseanfängerin und erfuhr ferner, dass in Sachen Nummernsteine stets auf die «Wahrung des Regellichtraumes zu achten» sei.

Papa archivierte alle historischen Dokumente rund um unsere verwaiste Bahnstrecke. Im Kursbuch von 1944/45 war die Strecke letztmalig verzeichnet. Bevor wir 1985 auf das Bahnhofsgelände zogen, wurde es über zwei Jahrzehnte hinweg von Familien, Paaren, auch Einzelgängern bewohnt. Das Gebäude war ein Übergangsquartier, keine Heimat. Die Leute, die hierher zogen, waren nicht auf der Suche nach Abgeschiedenheit, sie kamen hierher, um zu büßen. Sie hatten auf den langen Wegen ins Dorf, beim Kohlekarren (der Lkw kam nicht bis ans Haus ran), beim mühseligen Heizen der kalten Gemäuer, beim Rundumblick in die leere Weite der Felder viel Zeit, um über ihre Verfehlungen nachzudenken. Es waren *Asoziale*, Räuber, Schläger, Politische oder Leute, die wie meine Eltern unter Verdacht geraten waren. Der Bahnhof war beides. Das Gegenteil eines Gefängnisses und zugleich dessen Vollzug: Isolation, Erziehung, Brandmarkung. Denn jeder im Dorf wusste: Wer auf den Bahnhof zog, hatte etwas auf dem Kerbholz.

Papa gelang es über die Jahre, das Vertrauen der Dorfbevölkerung zu gewinnen. Er rettete Leben, lehrte Karate, reparierte Motorräder, wusste, wo Ersatzteile zu beschaffen waren. Er packte mit an, bei der Kirmes, der Ernte, den Fußballturnieren. Er war freundlich, hatte ein offenes Ohr, ging zum Stammtisch und war unbesiegbar im Skat. Außerdem hatte er aus seinem ersten Leben Fertigkeiten als Architekt. Und so plante er die Umgestaltung des Kulturhauses, die Erweiterung des *Konsums* und zahllose private Anbauten. Später wurde ihm sogar der Bürgermeisterposten nahegelegt. Er lehnte ab.

Papas Beliebtheit war es zu verdanken, dass die Eltern aus dem Dorf ihre Kinder unbesorgt zu uns zum Bahnhof ziehen ließen. Sie kamen mit ihren Rädern, später mit Mopeds, sie tobten und lärmten durch das Haus, stopften ihre Mäuler mit Süßkram, den Mama bereitstellte (und sich dann verzog). Alle Kinder waren satt, frei und glücklich, hier, im entlegenen Distrikt ohne Anschluss.

Der Bahnhof war ein Anziehungspunkt und Tummelplatz. Wir konnten gefahrlos am Signal herumklettern, kilometerweit die Gleise entlanglaufen, an der Bahnsteigkante sitzen, Blumenkränze flechten, Karten tauschen, Comics lesen, später trinken, rauchen, knutschen. Auch wenn uns zwei Kilometer vom ersten Haus des Dorfes trennten, waren wir nie abgeschottet. Nur, wenn die Kinder am Abend gemeinsam ins Dorf hinabzogen, fühlte ich mich zurückgelassen. Ich beneidete sie darum, dass sie

in Familien zurückkehrten, wo die Eltern Bauern, Handwerker, Verkäuferinnen waren. Ich beneidete sie um die Mütter mit Dauerwellen und Kittelschürzen. Darum, dass sie höchstens ein, zwei Geschwister hatten, dafür aber unzählige Cousins, Cousinen, Onkel, Tanten, Großeltern, dass sie Teil verschiedener Clans waren, die hier im Dorf ihr Zentrum hatten. Ich beneidete sie sogar um die Kriege und Rivalitäten, den Hass, den jede neue Hochzeit zwischen Liebenden verfeindeter Dörfer mit sich brachte. Ich beneidete sie um die Wurzeln, den provinziellen Patriotismus, darum, dass sie immer schon hier gewesen sind. Dass sie dazugehörten und dass das niemals infrage gestellt wurde. Solange wir nach ihren Regeln spielten und nicht auffällig wurden, ließen sie uns in dem Glauben, Teil ihrer Gemeinschaft zu sein. Aber als Etgar Lollis im *Konsum* klaute, Josi betrunken den Vater ihrer Freundin küsste, Alex ohne Führerschein mit einem Motorrad durchs Dorf bretterte oder Kiki ihren Freunden Pentagramme auf die Stirn malte, war es plötzlich da, das Misstrauen. Den Eingeborenen hätte man all das durchgehen lassen, bei uns Parias waren es Vergehen, die das Dorf wieder daran erinnerte, dass wir ihnen eigentlich nicht ganz geheuer waren.

Es hatte immer Gerüchte gegeben. Dass Mama und Papa Spione seien, war das Beliebteste, auch unter meinen Geschwistern. Sie fühlten sich durch das Geheimnisvolle geadelt und setzten es als Waffe ein. Kam ihnen jemand

krumm, drohten sie mit Kontakten zu klandestinen Mächten. *Die können alles vertuschen.*

Unseren Bahnhof fuhr seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs kein Zug mehr an. Die Strecke hatte schon immer nur ein paar kleine Ortschaften verbunden. Nachdem eine verirrte Fliegerbombe einen Krater mitten in die Gleise gerissen hatte, wurde die Strecke nie wieder in Betrieb genommen. Das machte die unmittelbaren Dörfer zu versprengten Waisen, und tatsächlich wurden sie aufgrund ihrer verkehrstechnischen Verlassenheit seither die *Waisendörfer* genannt. Der Bombenkrater war eine überwachsene Scharte, an deren Wundrändern Kornblumen, Mohn und Ackerrittersporn blühten. Das Windrad der Bombe hatte sich in eine der Schienen gefräst und war mit ihr zu einer zersprengten Skulptur verschmolzen. Der Bombenkrater war das Zentrum unserer Kinderspiele. Wir spielten dort Krieg, zitterten im Schützengraben, stellten uns tot, wenn wir von einem Zwillengeschoß getroffen wurden, verpulverten Platzpatronen, gaben Befehle, schlossen unter Beschuss Blutsfreundschaften und teilten nach der Schlacht saure Schnüre. Einige Zeit nutzten wir eine besonders infame Waffentechnik, indem wir kleine Schaumstoffitzelchen auf Stecknadeln spickten, sie in dicke Strohhalme steckten und diese Geschosse gezielt auf Kriegsgegner bliesen. Manchmal lauerten wir wie Sniper hinter Hecken und Mauervorsprüngen und attackierten ahnungslose Passan-

ten. Hin und wieder fühlten wir uns vom Bombenkrater ermahnt und probten pazifistische Diskussionen. Aber die Stelle blieb ein Wallfahrtsort für unsere kriegerischen Fantasien.

Es war einer der folgenlosesten Bombenabwürfe der Geschichte: eine einzelne Bombe, vom Himmel gefallen im Niemandsland, wo sie keine Opfer forderte und kaum mehr zerstörte als zwei Schienen. Vielleicht war es ein Versehen, so nebensächlich, dass es nicht einmal dokumentiert wurde. Tatsächlich gab es keine Bombenangriffe auf die umliegenden Städte Tage vor und Tage nach dem Abwurf. Nicht einmal das genaue Datum ließ sich rekonstruieren. Es gab offenbar keine Zeugen, keine Dokumente. Die «einsame Bombe», wie Papa sie nannte, habe sowieso keine allzu große Sprengkraft gehabt, mutmaßte er, für den es ein Hobby wurde, die Hintergründe des Bombenfalls aufzudecken. Angefacht wurde sein Ehrgeiz durch einen Brief, den er in einem von Mamas antiquarischen Büchern gefunden hatte. Darin schrieb eine Frau aus unserer Gegend ihrem Liebsten an der Front von einer seltsamen Beobachtung, die sie ein paar Tage zuvor gemacht habe und die sie erst jetzt, nachdem sie von der zerstörten Bahnstrecke gehört habe, bedeutungsvoll fände. Einige Tage zuvor habe sie etwas Silber-Funkelndes über den Himmel ziehen sehen. Es war Mittagsruhe, sie sei gerade auf dem Feld gewesen, um heimlich ein paar Kartoffeln zu ernten, als sie

plötzlich ein Motorengeräusch von ganz fern gehört und zum Himmel aufgeschaut habe, wo sie ein Flugobjekt entdeckt habe. Dann wäre am wolkenlosen Himmel etwas Dunkles erschienen, ein schwarzer Punkt, der sich rasend schnell vom Silberpunkt entfernt hätte. Wie angewurzelt habe sie dem unbegreiflichen Geschehen entgegengeschaut, als ihr schwindlig geworden war und es in ihren Ohren gedröhnt habe. Aber nicht von einem Außengeräusch, sondern von innen, als würden die Ohren von Blut angefüllt. Sie musste kurz ohnmächtig gewesen sein, und als sie wieder zu sich gekommen war, waren beide Objekte verschwunden gewesen und alles wie zuvor. Als man die Zerstörung entdeckte, sei das Dorf in Aufruhr gewesen. Erst sei das Tuscheln losgegangen, dann das Schweigen. Hier endete der Brief. Offenkundig wurde er nie abgeschickt.

Papa unterhielt uns abends an den Betten mit solchen Geschichten. Er sagte, wir würden an einem Phantombahnhof leben. Überhaupt sei das Phantom wie ein Familienmitglied, das ungesehen herumgeistert. Wir krochen tiefer unter die Bettdecken und befolgten Papas Aufforderung: *Pssst, aber nicht Mama sagen!*

Papas Geschichten waren Lektionen, deren Sinn ich erst später begriff. Sie gaben ihm die Möglichkeit, vom Unausprechlichen zu reden. Denn eines wussten wir und eines nicht: Wir waren sechs, die lebten. Und Lori, die auf dem Grund der Ostsee ruht.

Ich liebte meine neue Zündapp mehr als meine Geschwister. Zumindest in jenem Sommer, der mit meinem Scheunesturz Anfang August ein jähes Ende fand. Bis dahin war es ein vielversprechender Sommer gewesen. Ich war sechzehn und durfte endlich Papas Mopeds fahren.

Papa sah meine Begeisterung mit Sorge. Er verbot mir Fahrten auf den Landstraßen, einzig die Feldwege und Dorfstraßen waren mir erlaubt.

«Ich habe schon zu viele Einzelteile junger Motorradrowdys von der Straße gekratzt», erklärte er seine Vorsicht. Als ich erstmalig die Zündapp aus der Werkstatt gefahren hatte und zu starten begann, warnte er mich erneut: «Sollte ich dich auch nur ein einziges Mal auf der Landstraße erwischen, verschrotte ich die gesamte Flotte.»

Die Ferientage begannen mit dem Glück des langen Ausschlafens. Wenn ich vormittags aufwachte in meinem kleinen Zimmer unterm Dach, sah ich die orangefarbene schwere Gardine, die das grelle Morgenlicht schluckte und gleichzeitig von ihm aufgesogen schien und aus sich heraus leuchtete. Ich hörte die Stimmen der Kleinen, die bereits beim zweiten Frühstück waren und mit ihren Löffeln in den Cornflakesschüsseln rührten, durcheinander plauderten, kicherten, stritten und bald Fangen und Verstecken spielten in dem großen Haus.

Ich kroch tiefer in das Bettzeug, genoss die wohlige Schweben zwischen Schlaf und Wachsein. Die Ansprüche

der Welt waren weit weg. Grundloses Glück, ein Urzustand. Auch meine älteren Geschwister kosteten dieses Vorrecht der Jugend aus. Sommerferien. Um elf Uhr aufstehen, und das Leben noch vor sich haben.

Was vor uns lag, waren Tage, die in einem müßiggängerischen Trott vergingen. Unbeschwert und leicht bis zur Bedeutungslosigkeit. Wir saßen auf der Bahnsteigkante, hörten Musik aus dem Kassettenrekorder, kifften aus der Cola-Dose, rauchten selbst gedrehte Mischungen aus Früchtetee und zerkrümeltem Paracetamol, aßen kalte Ravioli, hörten das Klingeln des Eismanns und erwarben, zugedröhnt, Großpackungen Flutschfinger.

Der letzte Bus fuhr 16:15 Uhr. Danach gehörte das Wartehäuschen uns. Ein weiß gekalkter Betonverhau mit einem leicht überstehenden Schrägdach und bis auf den Eingang komplett eingemauert. Drinnen war es kühl und dunkel. Wie saßen auf dem Boden, auf Decken, Jacken, Isomatten. Zigaretten, Joints, Bierdosen und Chipstüten gingen reihum. Der Rekorder spulte eine Kassette nach der nächsten ab. Wir sangen mit, die Textzeilen hatten wir mit den Bravo-Songbooks auswendig gelernt. *Load up on guns, bring your friends / It's fun to lose and to pretend.* Das Wartehäuschen war unser kleiner Club. Nach der Party gab es Bushaltestellenküsse, aufheulende Mopedmotoren, Versprechungen für die Ewigkeit einer Jugend.

Wir parkten die Mopeds vor *Ricks Imbiss*, einer zu einer kleinen Raststätte umgebauten Garage an der Bundesstraße.

«Hamburger für die Herren, und für die Ladys Pommes rot-weiß», orderte Michi. Rick ging in einen Vorraum, wühlte in einer Tiefkühltruhe, öffnete eine Mikrowelle, und nach wenigen Minuten servierte er das Fast Food.

Rick war dick, schweißnass, verschwiegen. Er stand hinter dem Nussbaum-Tresen und schielte zu uns Mädels rüber. Jessys weißes Top spannte über ihrem Push-up-BH. Zwischen ihren Schulterblättern war ein temporäres Tattoo aufgespannt. Als sie sich nach vorn beugte, kam ein weiteres Fake-Tribal über ihrem Steißbein zum Vorschein. Michi gab ihr einen Klaps auf den Po, der in enge Shorts verpackt war, die gerade so unterhalb der Schamgrenze endeten. Sie gab ihm eine Ohrfeige, setzte sich sogleich auf seinen Schoß und machte ein paar anzügliche Bewegungen. Rick stand regungslos in seinem düsteren Holzverschlag, der von zwei gedrechselten Säulen zusammengehalten wurde und mit Kunstblumen dekoriert war.

Er stierte.

Während Jessy und Michi knutschten, teilte ich mit Etgar die Kopfhörer meines Walkman. Es lief *Heart Shaped Box* von Nirvana, das sich mit Christian Anders' *Es fährt ein Zug nach nirgendwo* aus Ricks Boxen vermischte. *Hey wait I got a new complaint / Es fährt ein Zug nach nirgendwo / Forever in debt to your priceless advice / Mit mir allein als Passagier /*

Meat-eating orchids forgive no one just yet / Mit jeder Stunde, die vergeht, führt er mich weiter weg von dir. Lutz, mein bester Freund, bekritzelte unterdessen mit einem Edding seinen Armeerucksack.

«Na, du Zecke, passt noch ein Peace-Zeichen drauf?», ätzte Jessy.

«Ist ein Anarchie-Zeichen», entgegnete Lutz ruhig.

«Ist ein Anarchie-Zeichen», öffte Jessy ihn nach.

Etgar, Lutz und ich zählten zur Minderheit der Gymnasiasten auf unserem Dorf. Uns haftete der Ruch des Überheblichen an. Man konnte sich verdächtig und unbeliebt machen, wenn man ein wenig geläufiges Fremdwort benutzte. In diesem Jahr wurden die Risse spürbar. Unsere Wege würden sich bald trennen.

Aber an diesem Sommertag lungerten wir zusammen in dem schäbigen Imbiss, vermissten nichts und vergaben uns alles. Nach einer Runde Coke zogen wir weiter. Michi rief zum Abschied: «Alles klar, Rick, man sieht sich!»

Die Unbeschwertheit verleitete zum Leichtsinn. Und so kletterte ich an einem Seil einen Stützbalken der alten Feldscheune unweit des Bahnhofsgebäudes hinauf. Unsere «Kathedrale», wie sie Lutz, der Poet, nannte, die wir mit Haschisch-Konsum und Knutschen regelmäßig entweihten.

Ich wollte bis ganz nach oben. Das hatte noch niemand zuvor gewagt. Ich war auf dem ersten Querbalken angelangt, löste vorsichtig das Seil und wollte es über den

nächsthöheren Querbalken werfen. Ich hielt mich am Längsbalken fest, schleuderte das Ende des Seils in die Luft. Das Unterfangen scheiterte drei Mal. Dann gelang es mir, das Seil hinüber zu werfen. Ich befestigte es fachmännisch, um mich zu sichern. Unter mir waren meine Freunde versammelt, sie schauten gespannt nach oben, einige feuerten mich an, andere warnten lauthals. Plötzlich spürte ich das morsche Holz unter meinen Füßen, und für eine Sekunde ahnte ich, dass meine Situation ausweglos war. Würde ich mich jetzt ans Seil hängen, würde das vermoderte Gebälk einstürzen und mich und meine Freunde darunter begraben. Es war zu spät. In der nächsten Sekunde brach ich durch den Balken, ich hängte mich in das viel zu dünne Seil, der Balken trug, aber ich rauschte nach unten und schlug auf. Neben vielen Brüchen hatte ich mir die Handinnenflächen aufgerissen, ein Wundmal, das ich nun mit meinen Eltern teilte.

Ich war zum Hausarrest verdammt. Verdammt, rund um die Uhr in Mamas Gegenwart zu sein. Oder besser: in Mamas Abwesenheit. Während die Kleinen im Kindergarten waren, die Großen umherzogen und Papa Menschenleben rettete, war ich mit Mama und dem Baby alleine. Ich saß im Schaukelstuhl auf der Veranda, die Papa eigens angefertigt hatte, und versuchte, *Friedhof der Kuscheltiere* zu lesen. Das dicke Buch ließ sich schlecht mit meinen verbundenen, schmerzenden Händen halten.

Ich lauschte. Mama war anwesend, aber sie war nicht zu sehen. Ich hörte ihre Stimme aus dem geöffneten Fenster des Schlafzimmers. Sie redete dem quengelnden Baby sanft zu, aus dem Quengeln wurde Weinen, in Mamas Stimme machte sich Nervosität bemerkbar. Sie focht wieder einen ihrer Stillkämpfe aus.

Paul war drei Wochen zuvor zur Welt gekommen. Termingerecht, aber als Sturzgeburt. Mama war damit beschäftigt, die Wäsche aus der Waschküche zu tragen – das ließ sie sich nicht nehmen –, als die erste Wehe urplötzlich und sehr schmerzhaft einsetzte. Mama schrie nach Etgar, Josi und mir.

«Schnell, holt Papa!», rief sie uns zu, während sie sich unter Krämpfen ins Haus bewegte. Sie griff nach Etgars Schulter, Josi stützte sie, und ich schwang mich aufs Moped. Papa gab an diesem Tag einen Erste-Hilfe-Kurs im Kulturhaus. Als wir nach zwanzig Minuten zurück waren, stand Mama mit den Armen aufgestützt am Küchentisch und atmete heftig gegen die Wehen an. Sie stand in einer Fruchtwasserlache.

«Es geht los», stieß sie keuchend hervor.

«Etgar und Josi, geht raus!», befahl Papa.

«Und du, Leni, ruf die Hebamme an!»

Als die Hebamme eintraf, war Paul bereits geboren. Mama lag mit einem blutigen, kerngesunden Baby im Arm auf der Küchencouch.

«Ich denke, sie muss genäht werden», sagte Papa zur

Hebamme. Er hatte das Baby in Empfang genommen, als es blitzartig aus dem Geburtskanal herausgeflutscht kam, abgenabelt und die Plazenta zur Begutachtung in eine Schüssel gelegt. Die Hebamme lobte ihn.

«Jetzt haben wir ein Baby gemeinsam zur Welt gebracht. Das hatten wir noch nicht», sagte Papa und gab Mama einen Kuss auf die verschwitzte Stirn. Sie sah glücklich aus.

Nur mit dem Stillen wollte es auch beim siebten Baby nicht klappen. Denn es war ja ihr siebtes Baby. Das konnte ich ein paar Tage später in ihrem Mutterpass lesen, den sie nach einem Hausbesuch der Hebamme versehentlich auf dem Tisch hatte liegen lassen. Da stand es.

Schwangerschaften: 7

Geburten: 7

Also doch. Meine Erinnerung trog nicht.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de